



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Der Verfasser der vorliegenden Schilderungen protestiert gegen diese auf beiden Seiten des Ozeans übliche Phrase, und er würde den Zweck dieser Betrachtungen für erfüllt halten, wenn die Mehrzahl der Leser seinen Protest durch ebendiese Schilderungen für berechtigt und begründet ansehen würde.

Auf den Vorwurf der Verunglimpfung und der Verhöhnung der amerikanischen Lebensanschauungen, Verhältnisse und Zustände macht sich der Verfasser gefaßt.

Er kann dies um so ruhiger und gleichmütiger, als er selbst von der Tüchtigkeit des amerikanischen Volkes und der großen Rolle, die es in der zukünftigen Kulturentwicklung der Menschheit spielen wird, tief durchdrungen ist, mindestens ebenso tief wie irgendeiner jener vorwurfsvollen Tadler. Aber gerade weil er davon so tief durchdrungen ist, weil er trotz alledem und alledem so fest an die Zukunft der Vereinigten Staaten von Amerika als wirkliches Land der Freiheit glaubt, deshalb hofft er so zuversichtlich darauf, daß sich das amerikanische Volk allmählich von jenen unwürdigen Banden der Heuchelei frei machen werde, die es bis jetzt noch daran verhindern, daß jene schöne Hoffnung in Erfüllung gehe!



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

**Was können wir von der Weltausstellung in Brüssel lernen?**  
 Seit Jahren schon wird immer wieder die Frage erörtert, ob es nicht richtig wäre, in Deutschland eine Weltausstellung ins Leben zu rufen, wobei in erster Linie natürlich immer an Berlin als Ausstellungsstadt gedacht wird. Die stehende Antwort ist dann: die Welt, Deutschland insbesondere, und die deutsche Industrie sind ausstellungsmüde und daher ist ein Erfolg nicht zu erwarten. Aber bei jeder von einer anderen Nation veranstalteten Weltausstellung taucht die Frage wieder auf und das Wort von der Ausstellungsmüdigkeit wird für ein leeres Schlagwort erklärt. Neuerdings hat wieder der Erfolg der deutschen Abteilung auf der Weltausstellung in Brüssel, die Schmeicheleien, die deshalb von allen Seiten auf uns einströmten, die Hoffnungen der Ausstellungsfreunde aufs neue belebt.

Der Erfolg ist nicht zu bestreiten. Bietet er aber eine Gewähr für ein Gelingen einer Weltausstellung in Berlin? Um die Frage beantworten zu können, muß man etwas näher darauf eingehen, wie denn die gute Meinung über die deutsche Ausstellung zustande gekommen ist. In erster Linie hat da offenbar die Pünktlichkeit gewirkt, mit der sie eröffnet werden konnte. In den anderen Abteilungen waren noch Anfang Juli, nachdem über ein Drittel der Ausstellungsdauer verstrichen war, große Teile der Hallen mit Vorhängen verkleidet, hinter denen eifrig gearbeitet wurde, vereinzelt traf man noch ganz leere Stände; in der allgemeinen Maschinenhalle war man noch bei der Montage einer großen Kraftmaschine und es sah nicht so aus, als ob sie so bald betriebsfähig werden sollte.

Eine Folge der Pünktlichkeit der Deutschen ist die Vollständigkeit und Zuverlässigkeit ihres Katalogs, — in den anderen Abteilungen hapert es damit sehr —, es ist also dem ernsthaften Ausstellungsbefucher verhältnismäßig leicht gemacht, sich zurechtzufinden.

Geht man durch die Ausstellung, so fällt die deutsche Abteilung schon durch die Einheitlichkeit und Eigenartigkeit der Außenarchitektur auf. Man kann es nicht jedem recht machen; mancher würde sich wohl ein etwas festlicheres, farbenfreudigeres Gewand für den Gebäudekomplex gewünscht haben. Weiße Wände, graues Schieferdach, schwarze Säulen — eine Abtei im Frankenlande. Würde sich mit grünen Bergen als Hintergrund vorzüglich machen. Der fehlt hier. Die bunte Fahnen, die lebhaften Farben der umliegenden Hallen, der ganze Jahrmaktskrubel lassen die ernsthaft frohe Gemüthlichkeit, auf die das deutsche Haus abgestimmt ist, nicht recht zum Durchbruch kommen. Trotzdem eine künstlerische Leistung ersten Ranges. Mit einfachsten Mitteln, lediglich durch richtige Verteilung der Massen, richtige Wahl der Abmessungen ist der Eindruck erzielt. Im Inneren ist es ähnlich. Nicht alles ganz einwandfrei, aber vornehme Wirkung: geschmackvolle Architektur, übersichtliche Anordnung der ausgestellten Gegenstände, Fernhaltung alles Marktschreierischen; Fernhaltung auch der Trödler, die in den Abteilungen anderer Nationen so vielfach den Besucher durch Anbieten von Füllfederhaltern, billigem Schmuck und anderen Kinkerlitzchen stören.

Soweit ist alles gut. Die Anfänge für die Organisation einer Weltausstellung in Berlin sind gegeben. Leute, die Erfahrung auf dem Spezialgebiete des Ausstellungswesens haben, sind offenbar in ausreichender Zahl vorhanden. Sie würden — darüber kann kein Zweifel bestehen — auch der größeren Aufgabe gewachsen sein.

Nun die Rehrseite. Die geschilderten Vorteile haben sich nur durch die Zusammenfassung nahezu aller deutschen Aussteller erreichen lassen. — Der Strom des Bieres und der Bratwürste hat sich natürlich gleichmäßig über alle Teile der Ausstellung ergossen. Diese Zusammenfassung hat aber auch ihre Nachteile. Wenn z. B. die deutschen Textilmaschinen in der allgemeinen Maschinenhalle nicht allzuweit von den gleichartigen englischen aufgestellt wären, so würde es mehr in die Augen fallen, daß sie sich recht gut daneben sehen lassen können; daß das Vorurteil, welches dem englischen Maschinenbau noch immer eine Überlegenheit auf diesem Gebiete zuspricht, nicht mehr berechtigt ist. Wenn neben den englischen Sauggasmotoren die deutschen — — — hm, ja, wo sind die? Die ganze deutsche Verbrennungskraftmaschinenindustrie ist, abgesehen von den Automobil- und Luftschiffmotoren, durch einen 40pferdigen Gasmotor und drei kleinere Motoren der A. G. Köln-Chrenfeld vertreten. Das ist der zweite wunde Punkt: Lücken sind für den, der die Industrie eines Landes einigermaßen kennt, sofort herauszufinden. Wer sie aber nicht kennt — der Ausländer — wird geneigt sein zu sagen: Was? Das ist alles? Ich hatte mir die deutsche Industrie vielseitiger gedacht.

Und Lücken sind da, wenn man nur anfängt darauf zu achten. Von unserer chemischen Industrie sind nur die Sprengstoffabriken vertreten, — natürlich durch Nachahmungen, denn die Sprengstoffe selbst wird man nicht an einen Platz mit so starkem Menschenverkehr bringen. Die für unser Vaterland so charakteristische Kaliindustrie, die Farbenindustrie, die sogenannte chemische Großindustrie, d. h. alles, was sich um die Schwefelsäure als Ausgangspunkt gruppiert, — sie fehlen. Unsere Großisenindustrie ist fast gar nicht vertreten. Es mag ja nicht nötig sein, der Welt immer wieder vor Augen zu führen, daß wir Kanonen und Panzerplatten herzustellen verstehen, aber es gibt doch auch noch eine Menge anderer Sachen, die man ausstellen könnte. Ähnlich ist es mit den Dampfmaschinen. Die Lokomobilen sind durch Wolf, Magdeburg, und Lanz, Mannheim, würdig vertreten; die Dampfturbinen durch die Bergmann-Elektrizitätswerke A. G., Berlin, die zugleich

die einzigen bedeutenderen Aussteller auf dem Gebiete der Elektrizität sind\*). Die stationäre Kolbendampfmaschine fehlt vollständig. Es wird doch niemand behaupten können daß auf dem Gebiete in den letzten Jahren keine Fortschritte, gemacht seien, die man zeigen könnte.

Nein! Die Ausstellungsmüdigkeit ist zweifellos vorhanden. Wenn unsere Weltfirmen, wenn die drei großen Elektrizitätsfirmen, wenn Krupp und Ehrhardt, wenn Bochum, Deuz und Görlitz durch Abwesenheit glänzen, — alles Firmen, die gewohnt sind, große Summen für Repräsentation und Reklame auszugeben —, dann haben sie eben eingesehen, daß der Nutzen den Kosten nicht entspricht. Das ist nämlich der eigentliche und vollkommen berechtigte Grund der Ausstellungsmüdigkeit. Um zur würdigen Vertretung des Vaterlandes beizutragen, hat jemand je nach seiner Leistungsfähigkeit wohl einige hundert oder tausend Mark übrig; jeder gewissenhafte Direktor aber muß sich sehr besinnen, das Geld seiner Aktionäre in der für eine würdige Vertretung — eine bescheidene schadet mehr als sie nützt — der Firma erforderlichen Menge fortzugeben, wenn er nicht hoffen kann, mindestens in späterer Zukunft realisierbare Vorteile dabei herausbringen zu sehen.

In andren Staaten scheint die Ausstellungsfreudigkeit übrigens nicht viel größer zu sein als in Deutschland. Am vielseitigsten ist wohl Frankreich vertreten, namentlich wenn man dessen Sonderausstellungen, den Pavillon für Landwirtschaft und denjenigen für Flugtechnik, mit in Betracht zieht; daneben sehr achtbare Leistungen der kleinen Schweiz. In der Maschinenhalle tritt neben Belgien namentlich England hervor, dessen Industrie sonst große Lücken zeigt; ein auch nur annähernd richtiges Bild der Mannigfaltigkeit und des Reichthums englischer Gewerbetätigkeit läßt sich auf der Ausstellung jedenfalls nicht gewinnen. Das sind die am besten vertretenen Staaten. Manche anderen fehlen ganz, z. B. Nordamerika und Osterreich-Ungarn; man müßte denn schon den amerikanischen Schreibmaterialienhändler als Vertreter der Vereinigten Staaten, oder gar den Süßigkeiten verkaufenden Bosniaken als einen solchen des großen Donaureiches gelten lassen. Bei andern Staaten erdrückt wieder ein Gewerbszweig geradezu alles andere, so bei Italien und Dänemark. Dort die prachtvolle Ausstellung farbiger Plastik, hier die der Kopenhagener Porzellanmanufaktur. Daneben erinnert ein kleiner Benzinmotor daran, daß man in Dänemark auch Maschinen baut. Warum ist kein Motorboot aus diesem Lande da, das doch in neuester Zeit einen großen Teil der Fischereiflotten aller Länder mit Bootsmotoren versorgt?

Wir kommen da zu einer neuen Frage: Was veranlaßt den Fabrikanten, sich bei einer Ausstellung zu beteiligen oder zurückzuhalten? Wer Geschütze und Panzerplatten liefert, wer Elektrizitätswerke baut, wer Halbfabrikate — Roheisen und andere Metalle, auch Walzeisen kann in diesem Sinne hierher gerechnet werden — auf den Markt bringt, der braucht die Ausstellungsreklame nicht. Er hat mit wenigen großen, sachverständigen Kunden zu tun, an die er mit anderen Mitteln besser herankommt. Wer sich an die große Menge wendet, wer Stoffe, Kurzwaren, überhaupt Gegenstände des täglichen Gebrauchs, auch wer Lokomobilen oder sonstige Kleinmotoren zu verkaufen hat, der hat Veranlassung auszustellen.

\*) Wie wohl die deutsche Kraftmaschinenhalle aussehen würde, wenn nicht die genannten drei Firmen besonderen Anlaß zur Beteiligung gehabt hätten? Die beiden Lokomobilfirmen haben, weil sie rechtzeitig am Plage waren, die Stromlieferung für die Ausstellung bekommen, haben damit also eine bedeutende Unterstützung, machen vielleicht noch gar ein Geschäft. Die Bergmannwerke aber haben als neue Firma ein besonderes Interesse daran, der Welt zu zeigen, daß ihre Fabrikation vielseitig genug ist, um sie bei Übernahme größerer Arbeiten von den drei alten zu einem Ringe vereinigten Firmen unabhängig zu machen.

Aber auch unter diesen wird mancher sich sagen: Ob du Kunden gewinnst, ist zweifelhaft; ganz sicher aber machst du die Konkurrenz auf dein Sondergebiet aufmerksam. Das kann sehr wohl der Grund sein, weshalb der dänische Bootsmotor fehlt.

Sieht man in der Brüsseler Ausstellung von den sogenannten Attraktionen, den Rutschbahnen, Negerdörfern, der Kermesse (Kirmes), ab, ebenso von den Restaurants, den Händlern mit Kleinigkeiten, Postkarten, Süßigkeiten u. dgl., dann bleibt für den ernsthaften Ausstellungsbesucher verzweifelt wenig übrig. Von den Ausstellungen erotischer Staaten kann man auch einen guten Teil als bloße Schaustellung für die Neugier, veranlaßt durch die Eitelkeit zu glänzen oder das Bedürfnis, die Kreditwürdigkeit des Landes in ein gutes Licht zu rücken, betrachten. Einige von diesen Landesabteilungen sind allerdings auch durchaus ernst zu nehmen: o sind z. B. die sehr hübschen Pavillons Brasiliens und der Kanadischen Pacificbahn offenbar darauf berechnet, durch den Hinweis auf den Reichtum der vertretenen Länder an Bodenprodukten und Mineralschätzen zur Einwanderung anzuregen.

Es ist ja möglich, daß Berlin, die Stadt ernster Arbeit, die nicht nur politisch die Hauptstadt eines großen Reiches, sondern auch, was in diesem Falle noch wichtiger, der Mittelpunkt eines gewaltigen Absatzgebietes für Erzeugnisse der Landwirtschaft und Industrie ist, daß dieses Berlin eine größere Anziehungskraft auf ernsthafte Aussteller und Ausstellungsbesucher ausüben würde als das leichtlebige Klein-Paris, wohin die Leute gehen, um sich zu amüsieren. Jedenfalls aber ist es verkehrt, wenn, wie es in der Tagespresse geschehen ist, aus dem Erfolg der deutschen Abteilung auf der diesjährigen Ausstellung in Brüssel Anlaß genommen wird, Berlin als Ort für eine künftige Weltausstellung in empfehlende Erinnerung zu bringen. Sehen wir mal von den politischen Eiferfüchteleien ab, die einer Großmacht heute die Weltausstellungsfreudigkeit verderben müssen; von der Preßheße, die zweifellos auf das bestgehaßte Deutschland niedergehen würde, und fragen wir uns: Was könnte ausländische Aussteller wohl zu einer Beteiligung in Berlin bewegen? Die Absatzmärkte in Europa sind in ziemlich festen Händen. Es wird solche Märkte weder zu erobern noch zu verteidigen geben. In dieser Beziehung wird irgendein südamerikanischer Staat größere Anziehungskraft haben als Deutschland oder ein anderes europäisches Land, wie denn auch jetzt schon die Ausstellung in Buenos Aires von manchen europäischen Staaten besser besichtigt sein soll als die in Brüssel.

Es ist nötig, das Gebiet einer Ausstellung örtlich oder sachlich zu begrenzen, wenn man Nützlich-leisten will. Ein gutes Beispiel für die örtliche Begrenzung ist die augenblicklich in Allenstein in Ostpreußen stattfindende kleine Ausstellung. Eine einzelne Provinz hat bestimmte Bedürfnisse. Der Aussteller weiß, was er mit Aussicht auf Erfolg hinbringen kann. So entsteht ein abgerundetes Bild. Der Ausstellungsbesucher aus der Provinz kann sich mit verhältnismäßig leichter Mühe über den Stand der für ihn wichtigen Fragen, über Bezugsquellen zur Befriedigung seiner Bedürfnisse unterrichten; der Auswärtige gewinnt ebenso leicht einen Überblick über die Geschäftslage der Provinz. Einen Übergang zu den sachlich begrenzten — den Fachausstellungen — bieten diejenigen Ausstellungen, bei denen die örtlichen Grenzen weniger mit Rücksicht auf die Besucher als vielmehr für die Aussteller gezogen sind. So hat bei der Ausstellung zu Düsseldorf im Jahre 1902 die Einschränkung auf in Rheinland-Westfalen hergestellte Waren zur Folge gehabt, daß im wesentlichen eine Fachausstellung für Hüttenwesen, Groß-Eisen- und Maschinenindustrie entstand, die viel bedeutender und von größerem wissenschaftlichen und künstlerischen Werte war, nicht nur als die deutsche Abteilung, sondern als die ganze Ausstellung in Brüssel überhaupt.

Was sich mit eigentlichen Fachausstellungen erreichen läßt, lehrt die Erinnerung an die Gartenbau-Ausstellung von 1897 in Hamburg, an die Schuh- und Leder-Ausstellung von 1908 in Berlin. Bei solchen Veranstaltungen findet der Besucher in der Regel lückenlos alles, was ihn angeht. Er hat sich nicht durch einen Wust ihm völlig gleichgültiger Gegenstände hindurchzuarbeiten und übersteht daher weniger leicht solche Dinge, die für ihn von Wichtigkeit sind. Leider werden solche Fachausstellungen, wenn sie nicht grade Sport betreffen, fast stets in engem nationalen Rahmen gehalten — leider —, denn auf ihnen wäre ein Vergleich der Leistungen verschiedener Länder auf bestimmten Gebieten am leichtesten durchzuführen. Auf einer internationalen Ausstellung von Maschinen zur Metall-, Holz- und Steinbearbeitung dürfte z. B. Nordamerika nicht fehlen; wer sich da drückt, erklärt sich für besiegt, während auf der Weltausstellung kaum der Hundertste auf so etwas achtet. Allerdings wird man sich noch überlegen müssen, ob ohne den Weltausstellungstamam genug Gutes und Vollständiges zusammenzubringen ist. Sonst läßt man die Sache besser ganz.

Schließlich sei darauf hingewiesen, daß eine Ausstellung ein Geschäft ist. Wer sie veranstaltet, erhofft von ihr mittelbaren oder unmittelbaren Gewinn, und wer als Aussteller oder Besucher bar bezahlt, braucht sich nicht außerdem noch erkenntlich zu zeigen. Das Gerede, daß Deutschland „sich revançieren“ müsse, ist also völlig haltlos. Wer so spricht, zeigt außerdem, daß er die Ausstellung nicht als Mittel zur Förderung der Kultur, sondern — wie der Berliner sagen würde — als Feß anzieht.

**Der Verkauf der Brandenburg-Klasse.** Unterm 3. August wurde seitens des türkischen Ministerrates der Ankauf der zwei Linienfahrzeuge der Brandenburg-Klasse „Weißenburg“ und „Kurfürst Friedrich Wilhelm“ beschlossen und der Kauf am 6. August in Berlin durch einen türkischen Würdenträger um die Summe von 9 Millionen Mark für jedes Schiff rechtsverbindlich gemacht. Die Bürgschaft für die Abzahlung ist seitens der Deutschen Bank geleistet worden, bei der bekanntlich die Millionen des entthronten Sultans Abdul Hamid deponiert sind.

Für die Türkei bildet dieser Ankauf ein nicht genug hoch einzuschätzendes maritimes Übergewicht über das in der Kretafrage feindselig gegenüberstehende Griechenland. Für das Deutsche Reich liegt in dem Ankauf der beiden Schiffe durch die dem Dreibund befreundete Macht um so mehr ein schlagender Beweis für die Anerkennung, der sich der deutsche Kriegsschiffbau und die gesamte deutsche Flotte allseitig im Auslande zu erfreuen haben, als der Ankauf auf Grund warmer Empfehlung eines ehemaligen englischen Admirals vor sich gegangen ist, der zur Reorganisation der türkischen Marine in die Dienste der Türkei übergetreten ist. Für die deutsche Marineverwaltung erwächst aber aus dem Ankauf eine sehr zu schätzende und kaum erwartete Rückeinnahme von 18 Millionen Mark. Da aber das Linienfahrzeug „Kurfürst Friedrich Wilhelm“ bislang als Stammschiff der Reserve-division der Ostsee in ständigem Dienste gestanden hatte, tritt an sie auch die brennende Frage einer Neubefezung dieser hochwichtigen Funktion heran.

Zur Verfügung hierfür stehen, nachdem einerseits die acht Küstenpanzerschiffe der Siegfried-Klasse definitiv aus der Liste für Wiederverwendung im ständigen Dienste gestrichen sind, andererseits bezüglich der beiden andern Schiffe der Brandenburg-Klasse „Wörth“ und „Brandenburg“ eine Neigung der Türkei zu weiterem Ankauf zu erkennen gegeben wurde, nur noch zwei Schiffe der vor kurzem erst modernisierten und verstärkten Kaiser-Klasse, nämlich „Kaiser Karl der Große“ und „Kaiser Wilhelm der Große“, dann aber auch zwei erst unlängst außer Dienst gestellte Schiffe der

Wittelsbach-Klasse, nämlich „Wettin“ und „Wittelsbach“, zur Verfügung. Wird für Neubefestigung der Reserve-division der Nordsee die Kaiser-Klasse noch als genügend erachtet und dem Stammschiffe in analoger Weise, wie solches bei der Reserve-division der Ostsee in der Bestimmung des Linienschiffes „Kaiser Friedrich III.“ als Stammschiff und „Kaiser Wilhelm der Große“ als Beischiff vor sich gegangen ist, ein Beischiff beigegeben, so ist damit die gesamte Kaiser-Klasse — Linienschiff „Kaiser Barbarossa“ ist noch beim I. Geschwader der Hochseeflotte eingeteilt — wieder in ständigem Dienste in Wiederverwendung. Wird aber dagegen die Wittelsbach-Klasse als für Stammschiffbesetzung mehr geeignet bevorzugt, so tritt damit das Bestreben der obersten Marinebehörde zutage, auch in die Reserve-division der Nordsee höherwertiges Kriegsschiffmaterial einzustellen, als dies in jener der Ostsee der Fall war. In jedem Falle aber tritt eine ganz bedeutende Mehrung des dienstpräsenten Mannschaftsstandes in der Reserveformation ein und ist bei Beigabe eines Beischiffes hiermit die Gesetzesbestimmung des Flottengesetzes 1900 bezüglich der Reserveformation wenigstens bis zur Hälfte (vier Schiffe statt acht) in Kraft getreten.

Wie von glaubwürdiger Seite weiter versichert wird, soll dem Ankaufe der beiden Schiffe von Seite der Türkei noch ein weiterer Ankauf der beiden noch restierenden Schiffe der Brandenburg-Klasse „Wörth“ und „Brandenburg“ auf dem Fuße nachfolgen. Für die Türkei würde dieser weitere Ankauf die Aufstellung eines Grundstockes für die beabsichtigte Marinereorganisation bedeuten und zugleich ihrer Marine ein für die innern und äußern Verhältnisse der Türkei völlig ausreichenden Gefechtskraftzuwachs verleihen. Für die deutsche Marine war zwar die Bedeutung der Brandenburg-Klasse nur mehr von untergeordneter Natur, da solche infolge ihrer geringen Schnelligkeit von nur sieben Seemeilen in der Stunde zu einem gemeinsamen Operieren mit einer höherwertigen Linienschiffs-division nicht mehr vereinigt werden konnte und außerdem im Ernstfalle die ein unverhältnismäßig hohes Kohlenquantum erfordernde Brandenburg-Division doch nur mehr vier Sechstel der Gefechtskraft eines einzelnen Schiffes der Nassau-Klasse oder des „von der Tann“-Typs aufzuweisen hatte. Immerhin aber würde durch das Ausscheiden der gesamten Brandenburg-Division eine Schwächung der Gesamtkräfte der deutschen Flotte eintreten und damit der Marineverwaltung die unabsehbare Pflicht erwachsen, mit Hilfe der unerwarteten und eventuell auf 36 Millionen Mark sich steigenden Rückeinnahme für entsprechende Ausgleichung dieser Gefechtskraftminderung Sorge zu tragen. Hier würde nun die sehr delikate Frage brennend werden, ob diese Ausgleichung der Gefechtskraftminderung durch sofortige Stapellegung neuer Schiffe oder durch Abwarten eines hierzu geeigneten Zeitmomentes vor sich gehen soll. Für sofortige Stapellegung spricht die eingetretene Schwächung, dagegen aber spricht die Rücksichtnahme auf die derzeitige Überanstrengung der deutschen Kriegsschiffsbauwerften bis 1912 durch staatliche Aufträge. Für Abwarten eines geeigneten Zeitmomentes spricht auch der Umstand, daß im Jahre 1912 ohnehin die Stapellegung von vier großen Schlachtschiffen (Linienschiffen und Panzerkreuzern auf eine solche von nur zwei herabgeht, und ferner, daß im Zuwachs von Zins und Zinseszinsen aus 36 Millionen Mark im Vereine mit der nur ratenweise erfolgenden Abhebung der einzelnen Summen sich die Möglichkeit ergeben dürfte, ohne Einbringung einer Marineforderung und eines neuen Flottengesetzes, in den Jahren 1912, 13, 14 neben den durch Marinenovelle 1908 gesetzlich gewordenen Ersatzpanzerkreuzern für die Gerta-Klasse je einen zweiten Ersatzpanzerkreuzer auf Stapel zu legen und die Mittel für die Bauvollendung dieser drei vorzeitig auf Stapel gebrachten Panzerkreuzer erst 1914/15 vom Reiche nachzufordern.

Welcher Weg nun auch eingeschlagen würde, um die Gefechtskraftminderung auszugleichen, so darf mit Sicherheit von unserer so hochstehenden Marineverwaltung erwartet werden, daß aus der unerwarteten Rücknahme auch in bezug rechtzeitiger Stärkung der Hochseeflotte das Geeignete getroffen werde und wo es nur immer möglich ist, in die Wege geleitet werde, das einzig richtige Ersatzverhältnis für sechsundfünfzig große Schlachtschiffe bei einundzwanzigjähriger Dienstzeitdauer, nämlich die Stapellegung von jährlich drei Ersatzbauten, für die nächste Zukunft herbeizuführen.

**Brentano und Steinle.** In pietätvoller und feinsinniger Weise hat der Sohn und Biograph Edward von Steinles, der Frankfurter Justizrat Dr. Alphons Maria von Steinle, im Jahre 1897 den zwischen seinem Vater und dessen Freunden gepflogenen Briefwechsel herausgegeben. 1908 ließ er uns wieder einen flüchtigen Blick in den köstlichen Schatz seiner Sammlungen tun, als er eine an die Malerin Emilie Vinder gerichtete sehr interessante, wenn auch höchst „bizarre“ Zeichnung Clemens Brentanos veröffentlichte. Nimmehr hat es Steinle in Gemeinschaft mit Alexander von Bernus unternommen, sämtliche Zeichnungen und Bilder Edward von Steinles zu Dichtungen Brentanos zusammenzustellen und gleichzeitig die dazu gehörigen Dichtungen teilweise unverfälscht abzudrucken. („Clemens Brentano und Edward von Steinle. Dichtungen und Bilder.“ Herausgegeben von Alexander von Bernus und Alphons M. von Steinle. Mit dreißig ganzseitigen Bildern. Kempten und München, Verlag Jos. Köfelsche Buchhandlung.) Es ist dadurch ein Werk entstanden, daß jeden Freund der beiden kongenialen Künstler entzücken wird, auf das aber auch weitere Kreise nachdrücklich hingewiesen seien. In dem Buche ergibt sich ein prächtiges und anschauliches Bild der künstlerischen Wechselbeziehungen zwischen Steinle und Brentano, die in Zeichnungen und Gemälden, in Dichtungen und Erzählungen Form und künstlerischen Ausdruck gefunden haben. Die beiden Künstler gaben sich gegenseitig wertvolle Anregungen, doch war meistens Brentano, dessen Phantasie unerschöpflich schien, der gebende Teil. Es mag für Steinle oft schwierig gewesen sein, den Dichter von der Unmöglichkeit der bildnerischen Ausführung aller seiner Ideen zu überzeugen; trotzdem ließ sich der Maler gern von dem viel älteren Dichtervreunde beeinflussen. Die inneren Gründe des menschlichen und künstlerischen Verhältnisses zwischen beiden Freunden bespricht Bernus in zutreffender Weise, den persönlichen und brieflichen Verkehr schildert Steinle kurz und anschaulich. Wie der siebenundzwanzigjährige Maler in einer für Brentano außerordentlich bezeichnenden Art die Bekanntschaft des fast sechzig Jahre alten Dichters machte, hat Steinle selbst beschrieben:

„In München hatte ich an Professor Schlotthauer einen Brief abzugeben und wurde in die Glockenstraße 11 gewiesen. Ich hatte keine Ahnung, daß Clemens bei diesem wohne. Bei Schlotthauer erschien hinter der Magd, welche mir sagte, daß ihr Herr nicht zu Hause sei, ein breitschultriger Mann mit bedeutendem Gesicht, großen dunklen Augen und eisenfarbenen Locken um die Stirn; er hatte einen grauen Schlafrock an. „Wer sind Sie?“ fragte er mich mit sonorer Stimme. Mein Gedanke war: Das muß Clemens Brentano sein! Als ich meinen Namen sagte, sprach er: „Kommen Sie zu mir herein!“ Er ging voraus durch einen Gang in sein Arbeitszimmer, bat mich, die Tür nur anzulehnen, damit die Schwalbe, welche ihr Nest vor seiner Tür hatte, durch Fenster und Tür der Stube kommen könne. Er schob mir mit dem Fuße einen Stuhl hin, nachdem er sich hinter einen Lannenholtztisch in seinen nur auf der linken Seite mit einer Lehne versehenen Stuhl gesetzt hatte . . . Clemens machte

mir nun wohl über eine Stunde lang eine sehr merkwürdige Schilderung seiner selbst. Als er endete, waren wir Freunde . . . .“

Das war im Jahre 1837. Nur fünf Jahre dauerte die Freundschaft, denn bereits 1842 starb der Dichter. Trotzdem waren die Wechselwirkungen bedeutungsvoll für beide Künstler; das zeigt die jetzt gegebene Zusammenstellung der Bilder und Dichtungen. Das vorliegende Buch, dessen äußere Ausstattung noch besonders lobend hervorgehoben werden muß, ist um so mehr zu begrüßen, als ein großer Teil der hier veröffentlichten, in Privatbesitz befindlichen dreißig Bilder bislang fast unbekannt war.

Heinz Amelung-Berlin

**Ein Jahrtausend lateinischer Hymnendichtung.** Eine Blütenlese aus den *Analecta Hymnica* mit literarhistorischen Erläuterungen von Dr. theol. Guido Maria Dreves. — Nach des Verfassers Ableben revidiert von Clemens Blume. — Leipzig, D. N. Reissland 1909. 2. Bände. 18 M.

Der Materialismus des neunzehnten Jahrhunderts hat seine Höhe überschritten; eine geistige Bewegung macht sich in den innersten Zentren des Lebens fühlbar und an vielen Punkten der Peripherie spürt man ein erneutes Sehnen nach tieferer Deutung der Daseinsprobleme. Im Religiösen bekommt die Aufmerksamkeit auf die Forschungen der historischen Theologie eine Nuance, die über den Anteil am rein wissenschaftlichen Ergebnis hinausgeht: ein leises Verlangen nach den reineren Ursprüngen beginnt aufzuwachen. Glückliche Funde aus den Frühzeiten des Christentums haben die alten Bilder erweitert und sie — man möchte sagen — aus ihrer theologisch-philosophischen Isolierung gelöst. So sieht man aus den Fragmenten der frühen Sekten deutlicher, wie sich der dichterische Genius der Völker, der Hebräer, Syrer, Kopten, Griechen, mit den christlichen Ideen neu befruchtete und diese wieder durch das dichterische Gebild mit den noch lebendigen geistigen Formen verschmolz. Noch vor wenigen Monaten hat Harnack aus einer syrischen Papierhandschrift das von dem Engländer James Rendel Harris entdeckte jüdisch-christliche Psalmbuch aus dem ersten Jahrhundert, die sogenannten „Oden Salomons“, herausgegeben, die uns den großen kosmischen Hintergrund der frühen christlichen Gnosis und ihre hohe dichterische Kraft aufs neue zeigen. Eine bessere Erschließung der griechischen Hymnen aus den ersten Jahrhunderten nach Christi würde uns auch für das weitaus wichtigste Land der Antike gleiche Aufschlüsse geben, aber die deutsche Wissenschaft hat sich — von den Arbeiten Wilhelm Meyers über den Rhythmus abgesehen — in den letzten Jahrzehnten noch kaum mit ihnen beschäftigt. Selbst dem viel näher liegenden Hymnenschatz der lateinischen Kirche erging es ja nur wenig besser. Nachdem Herder und Goethe seine große Schönheit aufgedeckt und die Romantiker sich begeistert vor allem mit den mittelalterlichen Teilen beschäftigt hatten, waren etwas später die großen Sammlungen von Daniel und Mone erschienen, die aber ihrem kritischen Apparat nach unzulänglich und als Materialsammlungen unvollständig geworden sind. Dennoch wurde dieses Gebiet der Literatur in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts nur wenig bestellt und keine Anstrengungen gemacht, den Stoff zu einer Geschichte der Hymnologie zu sammeln. Dies ist um so auffälliger, wenn man den großen Einfluß bedenkt, den die mittelalterliche lateinische Dichtung auf die mittelhochdeutsche ausgeübt hat; ohne jene ist die Entwicklung dieser nicht völlig zu verstehen und man könnte die lateinische die ältere Schwester nennen, welche vor und neben der jüngeren schon alle Formen entwickelt, deren Reichtum uns bei dieser entzückt: ja, in noch tieferem Sinne ist die lateinische Lyrik eine notwendige Ergänzung der mittelhochdeutschen; denn wenn der Minnepoesie des Mittelalters mit

vielen Recht eine zu große Leichtigkeit des Stoffes und ein zu kleiner Umfang der seelischen Erlebniswelt vorgeworfen wird, liegt der Grund in dem gleichzeitigen Parallelismus der religiösen Dichtung, die für sich die Erhabenheit des geistigen Vorwurfs und darum auch die größere Wucht der dichterischen Gebärde in Anspruch nahm. Daß sie trotzdem bei uns noch nicht die verdiente allseitige Erforschung erfuhr, und selbst ein so gutes französisches Werk über sie von Myliffe Chevalier (Poesie liturgique traditionnelle de l'église catholique en Occident) in Deutschland nur wenig beachtet wurde, liegt — von religiösen Gegensätzen abgesehen — vielleicht daran, daß sie eine Art Grenzgebiet zwischen der germanischen, romanischen und klassischen Philologie darstellt. Es war daher ein Glück, daß sie in der alten Kirche selbst eine erneuerte Pflege fand und der Provinzial der deutschen Ordensprovinz im Jahre 1886 den Jesuiten Guido Maria Dreves mit der Ausarbeitung einer Geschichte der Hymnen betraute; in mehr als zwanzig Jahren hat der Forscher den Stoff dazu in Archiven und Bibliotheken Europas gesammelt und — später mit seinem Mitarbeiter Clemens Blume — in den *Analecta Hymnica* niedergelegt. Jetzt erscheint nach seinem Tode und von seinem Nachfolger Blume revidiert und ergänzt eine Blütenlese aus diesen *Analekten*, die ein Jahrtausend lateinischer Hymnendichtung, vom vierten bis fünfzehnten Jahrhundert, umfaßt und in ihrer Auswahl Kennererschaft und feinen Takt verrät. Dabei beschränkt sich die Auswahl nicht ausschließlich auf die *Analekten*; auch die älteren Sammlungen sind herangezogen, so daß „ein Bild des Gesamten und Großen“ vermittelt wird. Das Hauptgewicht ist auf die Zeit der rhythmisch vollendeten Dichtung des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts gelegt und von allen Dichtungsarten, dem Hymnus, der Sequenz, dem Tropus, dem geistlichen Lied und dem Reimgebet, Proben oder wie bei den Psalterien und Reimoffizien wenigstens Teile von ihnen aufgenommen worden. Die Gliederung des ganzen Stoffes ist bei der Schwierigkeit dieses Problems eine glückliche zu nennen. Der erste Band enthält die Hymnen, deren Verfasser mit Namen bekannt sind, und ordnet diese in historischer Reihenfolge, so daß ein ganzes Dichtungs-Jahrtausend vor unserm Blick vorüberzieht. Mit dem vierten, dem glänzenden Jahrhundert der römischen Spätzeit beginnt der Reigen. Damals wurde der heidnischen Dichtung noch einmal in Nonnos (Dionysiaka) und Claudian Glanz und Fülle; auf christlicher Seite bildeten Männer wie Athanasius, Basilus, Chrysostomus, Hieronymus und Augustinus alle Teile der neuen Theologie, Philosophie und Geschichte aus. In der Poesie schuf Iuvenecus das biblische Epos, Paulinus von Nola die poetische Legende und Hilarius, Ambrosius und Prudentius fangen die ersten lateinischen Hymnen, die in ihrem strengen und einfachen Gefüge sogleich den römischen Geist verrieten, der die Völker zwang; nur in den Anfängen klingt noch zuweilen die Erinnerung an den griechischen Ursprung und die Glut orientalischer Sonnenhymnen durch. Mit dem Vordringen der Kirche drang auch der lateinische Hymnus über ganz Europa. In den folgenden Jahrhunderten finden wir die Hauptproduktion in Spanien und Frankreich; aber nirgends erhebt sie sich über die Schönheit des Anfangs. Erst als Notker der Stammler († 912) der Dichtung in der Sequenz neue Möglichkeiten geöffnet hatte, die dem neuen germanischen Sprachgeiste auf rhythmisch-musikalischem Wege ein volleres Einströmen gestatteten, den Reim ausbildeten und den Hymnus von der antiken Metrik loslösten, begann langsam jene wundervolle Blütezeit heraufzusteigen, die in der hohen Gotik gipfelt und der Welt durch Dichter wie Hildebert von Lavardin, Adam von St. Viktor, Thomas von Aquin und Thomas von Celano die schönsten Hymnen schenkte. Wie die mittelhochdeutsche verliert sich dann im vierzehnten und fünfzehnten Jahr-

hundert auch die lateinische Dichtung immer mehr in metrische Spielereien, wenn auch ein Name wie der Jacopone da Todi, der wahrscheinlich das Stabat Mater dichtete, noch weit über die Menge ragt. Die Renaissance und das Tridentiner Konzil entzogen dann der liturgischen Dichtung die Lebensbedingungen, indem sie dem römischen Ritus die Alleinherrschaft gab, also die verschiedenen Diözesanriten und mit ihnen die germanischen und die belebenden Volkselemente ausschloß und nur in der Zentrale eine unmögliche Wiederbelebung der antiken Metren versuchte. Der zweite Band enthält die Hymnen unbekannter Verfasser, und wie die bekannten Dichter mit einer knappen Biographie und Bibliographie sind hier die einzelnen Hymnen mit einem kurzen Begleitwort zur Orientierung über Zeit und Herkunft versehen und nach ihrem Inhalt in der Reihenfolge der kirchlichen Festzeiten geordnet. Durch diese Anlage, die in der systematischen Gliederung der gesamten lateinischen Dichtung durch Dreves (Bd. I Vorwort) ihre nähere Erklärung findet, bekommen wir ein Bild davon, wie die Hymnendichtung mit dem ganzen kulturellen Dasein des Mittelalters verflochten ist. Im Mittelpunkt des geistigen Lebens stand damals das eucharistische Opfer und das öffentliche Stundengebet; in der jüngsten Zeit haben die besten Lehrer der Kunstgeschichte (z. B. Wölfflin) die Notwendigkeit erkannt, von diesem Zentrum aus die ganze mittelalterliche Kunstgeschichte, Architektur wie Malerei und Bildnerei, zu betrachten, um ihre Einheit und lebendige Symbolik zu erfassen. Für die lateinische Poesie gilt diese Notwendigkeit ebenso sehr. Die Festzeiten des Kirchenjahres mit ihren wechselnden religiösen Motiven und dem Wechsel der Personen, die zu ihnen in Beziehung gesetzt waren, schlangen sich als bunter Kranz um die immer gleiche Mitte; wie die Zeiten des Jahres wandelt sich auch um einen festen Kern der Inhalt der Stundengebete und -gesänge des Tages, und dem dichterischen Augenium war also die Aufgabe gestellt, in der weiten Gebundenheit des Kultes zugleich dessen Mannigfaltigkeit nach Zeiten zu ergreifen und im hymnischen Gebild darzustellen. Die Lösung dieses Problems sehen wir hier in den Werken selber, und man braucht nur an das *Veni Sancte Spiritus* oder das *Ave, maris stella* zu erinnern, um die Schönheit vieler dieser namenlosen Lieder ermessen zu lassen.

Wir hoffen nach dem anfangs Gesagten, daß diese Blütenlese zur rechten Zeit erschienen ist; neben den Gründen, die wir erwähnt haben, trug wohl vor allem der naturalistische Zug der letzten Jahre dazu bei, daß den hymnischen Gesängen so wenig Aufmerksamkeit gewidmet wurde; da diese trübe Welle langsam verebbt und der Geist wieder an höheren und reineren Formen Gefallen zu finden beginnt, wird man auch die Schönheit dieser Dichtung wieder lieben lernen, von der Herder sagte: „Die Hymnen der mittleren Zeiten sind voll von diesen goldnen Bildern, in die unermessliche Bläue des Himmels gemalt. Ich glaube nicht, daß es Ausdrücke süßerer Empfindungen gebe, als die bei der Geburt, dem Leiden und Tode Christi, bei dem Schmerze der Maria, bei ihrem Abschiede aus der Sichtbarkeit, oder bei ihrer Aufnahme in den Himmel und bei dem freudigen Hingange so manchen Märtyrers, bei der sehnenden Geduld so mancher leidenden Seele, meistens in den einfachsten Silbenmaßen, oft in Ibiotismen und Solözismen des Affekts geäußert worden. — Wilder Silbenmaße bediente man sich dabei nicht; vielmehr äußerst anständiger und sanfter. Selbst das verzierte Metrum des sogenannten *Perdiglii*: *Eras amet, qui numquam amavit* (Morgen liebe, wer niemals geliebt), das in den Hymnen oft gebraucht ist, erhält in ihnen einen Triumphton und eine Würde, die uns gleichsam aus uns selbst hinaussetzt und unser ganzes Wesen erweitert.“ (1795.)

Dr. Friedrich Wolters

Verantwortlich George Heinow in Berlin-Schöneberg. (Herr Dr. Paul Rahn befindet sich auf Reisen.)  
Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.